

Dokumentation

Festveranstaltung im Rahmen der DFG-Jahresversammlung 2012

Ansprache von Bundespräsident Dr. h.c. Joachim Gauck

Festrede von DFG-Präsident Prof. Dr.-Ing. Matthias Kleiner

„Balance halten“

Audimax der TU Dortmund, 4. Juli 2012



forschung

Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft

3/2012

DFG

Ansprache

von Bundespräsident Dr. h. c. Joachim Gauck

Es freut mich sehr, dass ich hier bei Ihnen sprechen darf. Ich habe mir heute gern Zeit für Wissenschaft genommen. Denn hier, in der „Gemeinschaft der Forschenden“, finde ich fraglos ganz vieles wieder von dem, was auch mich antreibt und bewegt: Die Neugier und die Lust am Wissen-Wollen. Die Skepsis gegenüber angeblich letzten Wahrheiten. Vor allem die Überzeugung, dass wir nur in Freiheit unsere Potenziale voll entfalten können. Und dazu noch das Bewusstsein der Verantwortung, die aus diesem Wissen folgt.

Wenn ich heute zu Besuch bei der großen Selbstverwaltungsorganisation der Wissenschaft in Deutschland bin, dann geht mir viel durch den Kopf, was der Diskussion würdig und wert wäre. Etwa die Frage nach der Finanzierung der Wissenschaft: Wie wird es weitergehen, wenn die aktuellen Sonderprogramme auslaufen? Wie steht es mit der Grundfinanzierung, insbesondere der Hochschulen? Welche Perspektiven bieten wir jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die nicht Professorin oder Professor werden können oder wollen? Unternehmen wir genügend Anstrengungen für die Chancengleichheit: Männer, Frauen im Wissenschaftsbetrieb, bei den Berufungen? Und auch die Frage, die in Ihrem Motto anklingt – „Zeit für Wissenschaft“: Muss

Quelle: Bundespräsidialamt (www.bundespraesident.de)

dieser ja ganz besondere „Betrieb“ vielleicht sogar ein wenig entschleunigt werden – und wenn ja, an welcher Stelle? Sie, lieber Herr Professor Kleiner, haben mehrfach darüber gesprochen, wie wichtig Zeit, Muße und Ruhe für das wissenschaftliche Arbeiten sind.

Wir wollen uns gemeinsam ein bisschen Entschleunigung gönnen. Darum werde ich über all das nicht sprechen – weil ich erst mit denen darüber sprechen möchte, die Experten in eigener Sache sind: mit Ihnen, den Forscherinnen und Forschern. Es wird ja nicht das einzige Mal in meiner Amtszeit sein, dass ich Ihnen oder Ihren Kolleginnen und Kollegen begegnen werde, Vertretern der Wissenschaftsorganisationen und Politikerinnen und Politikern.

Ich werde heute von einer Beobachtung sprechen, die nicht ganz neu ist, weil unsere Welt doch eine von Wissenschaft getragene Welt ist, weil unser Alltag, weil gerade in Deutschland unser Wohlstand auf ihren Erkenntnissen basiert und weil unsere Erwartungen an sie, die Wissenschaft, riesig sind: Sie soll saubere, sichere und erneuerbare Energien schaffen, soll Nahrung für eine rasant wachsende Menschheit beschere, sie soll uns bessere Therapien gegen Krankheiten an die Hand geben und vertiefte Kenntnisse über andere Kulturen vermitteln. Warum, so frage ich mich,



sind in den öffentlichen Debatten über unsere Zukunft die Stimmen aus Physik, Ökonomie, aus den Ingenieur-, Lebens- oder Kulturwissenschaften, überhaupt aus der „Wissenschaft in allen ihren Zweigen“ eigentlich nicht prominenter zu hören? Ich wünschte mir das schon. Könnte nicht gerade das interdisziplinäre Konzert der Wissenschaft in der Gesellschaft noch mehr Augen und Ohren von Menschen öffnen? Rufen die vielen neuen Entwicklungen nicht geradezu danach, dass komplexe Fragen der Wissenschaft verständlich vermittelt werden?

Demokratie braucht wohl manchmal eine fröhliche Wissenschaft, im politischen Alltag immer aber eine verständliche Wissenschaft – denken wir nur an solche Dinge, die uns so heftig bewegen, wie den Euro oder die Klima- und Energiefragen. In diesem Sinne ist es auch höchste Zeit für Wissenschaft. Weil sie uns besser verstehen hilft, woher wir kommen, wer wir sind und welche Wege sich überhaupt vor uns auftun. Weil sie manchmal beängstigende Szenarien entwirft, aber auch Perspektiven eröffnet, die viele noch nicht sehen können. Weil sie uns so unangemessene Ängste nehmen und die Kraft zum Wandel geben kann. Und weil wir die Einordnung brauchen, die Wissenschaft bietet, gerade wenn sie Visionen mit einer nötigen Portion Skepsis versachlicht.

Unsere freiheitlich demokratische Gesellschaft lebt – genau wie die Wissenschaft – von den Suchbewegungen im Offenen und von der Fähigkeit zur Selbstkorrektur, vom Mut zur Frage, allerdings auch von der Vielstimmigkeit der Antworten. Deshalb sind Ihre Stimmen, meine Damen und Herren, die Stimmen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, nicht nur Bestandteil von Wissenschaftsdiskursen, sondern auch Teil unserer lebendigen Demokratie.

Seit jeher haben sich Wissenschaftler auch als Vordenker verstanden, die sich mit Lust und

Verantwortungsbewusstsein in die öffentlichen politischen Debatten begeben haben. Nicht alle, das ist auch nicht erforderlich, aber immer wieder. Ich denke an Gottfried Wilhelm Leibniz und die Humboldt-Brüder, an Albert Einstein, an Max Weber, ich denke an Hannah Arendt und Ralf Dahrendorf, an Carl-Friedrich von Weizsäcker und viele, viele andere. Der französische Philosoph Henri-Louis Bergson meinte, es gebe keine noch so subtile philosophische Idee, „die man nicht in einer jedermann verständlichen Sprache ausdrücken“ könne. Einfach ist das gewiss nicht. Aber muss man es nicht deshalb versuchen? Muss man das nicht immer wieder versuchen?

Die alte Klage, in die schon Goethe einstimmte – „Die Deutschen besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen“, auch wenn er einschränkte, dass nicht nur die Deutschen diese Gabe haben –, sie ist wohl selten so berechtigt wie jetzt. Ich meine, wir können noch eine ganze Menge lernen von der Art und Weise, mit der Wissenschaft und Wissenschaften im angelsächsischen Raum präsentiert werden.

Selbstverständlich braucht jede Disziplin ihre eigene Sprache. Sie braucht auch ihren geschützten Raum, in dem Experten ungestört miteinander reden können in ihren Fachsprachen. Aber wir alle und auch die Wissenschaft braucht eben auch Forscherinnen und Forscher, die sich verantwortlich fühlen, über ihren Raum hinaus zu kommunizieren, ihre Ergebnisse zu übersetzen und in unsere Gesellschaft hineinzubringen. Forscherinnen und Forscher, die unsere Gesellschaft teilhaben lassen an dem Erkenntnisgewinn der Wissenschaft.

Wieder ein Zitat: „Versuchen, die Dinge so einfach wie möglich zu machen, aber nicht einfacher“ – von Albert Einstein stammt dieses Wort. Es gibt allerdings Grenzen der Vereinfachung, das sei zugegeben. Wenn wir den Namen Einstein

erwähnen, dann wird jeder Kundige und auch fast jeder Laie sagen: Und die Relativitätstheorie? Es gibt eine schöne Anekdote von Chaim Weizmann, dem ersten israelischen Ministerpräsidenten. Er befand sich zu der Zeit, als man noch mit dem Schiff von Europa nach Amerika fuhr, mit Einstein auf einer Reise. Und dieser habe ihm anlässlich einer solchen Atlantiküberquerung nun täglich seine Relativitätstheorie erklärt. Am Ende, so Weizmann, „war ich überzeugt, dass Einstein sie tatsächlich verstanden hat“.

Aber die Devise „so einfach wie möglich, aber nicht einfacher“ ist vor allem ein Gebot der Verantwortung. Übrigens nicht nur für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, sondern für alle Eliten bei uns im Land: Nicht nur die Wissenschaft, auch Politik und Wirtschaft haben eine Bringschuld gegenüber der Gesellschaft. Auch wenn nicht alle die gleiche Sprache sprechen: Wir müssen uns um ein Gespräch bemühen, denn Gesellschaft reicht so weit, wie Verständigung reicht. Das setzt aber nicht nur die Bereitschaft voraus, mitreden zu wollen, sondern auch die Gelegenheit, tatsächlich zu Wort zu kommen und Gehör zu finden.

Was das Zwiegespräch zwischen Wissenschaft und Gesellschaft betrifft, sehe ich allerdings eine Menge Gutes in den letzten Jahren: Denken Sie an die Wissensmagazine im Fernsehen, ich glaube, dass sie nicht jedem qualifizierten Wissenschaftler gefallen, aber für uns, für die Gesellschaft, ist dieser Vermittlungsversuch doch wichtig. Die Wissensmagazine also im Fernsehen, auch im Internet oder am Zeitungskiosk, die „Science Center“ und Ausstellungen. Denken Sie an Wettbewerbe wie „Jugend forscht“, an die Aktivitäten von Akademien und nicht zuletzt natürlich die der Deutschen Forschungsgemeinschaft selbst – wie beispielsweise den Communicator-Preis. Herzlichen Glückwunsch bei dieser Gelegenheit dem diesjährigen Preisträger Jürgen Tautz!

All das ist gut, ist wichtig, lässt sich auch noch verbessern. Aber mich lässt die Frage nicht los, wie bei noch mehr Menschen aus der Beschäftigung mit Wissenschaft Begeisterung für Wissenschaft werden kann und wie aus dieser Begeisterung eine Geisteshaltung erwachsen kann, die Menschen befähigt, sich auch langfristig mit anspruchsvollen Fragen auseinanderzusetzen. Gerade in einer Zeit,

„Auch als Forscherinnen und Forscher sind und bleiben Sie der Gesellschaft verpflichtet“

in der vieles hindrängt zu einer Unterhaltungsgesellschaft, brauchen wir diese Haltung der intensiven Nachfrage und des konsequenten Einsatzes zur Erweiterung unserer Wissenshorizonte. Deshalb gilt es auch, Haltungen zu erlernen oder zu verstetigen. Und das kann oft wichtiger sein, als einfach nur Erkenntnisse zu sammeln oder erneut zu gewinnen.

Ein Aufeinanderzugehen ist für beide Seiten gelegentlich anstrengend, für den interessierten Laien genauso wie für den Wissenschaftler, der damit beauftragt ist oder der sich dazu berufen fühlt. Und wenn es um den Dialog von Wissenschaft und Politik geht, wird es manchmal sogar unbequem. Warum sollten Sie, die Sie hier sitzen, dazu bereit sein, wo es doch so schwierig ist und zudem wertvolle Zeit kostet? Und wo doch diese Zeit dann bei den wichtigen Forschungen fehlen könnte? Ich lasse Ihren ersten Präsidenten antworten, den Juristen Ludwig Raiser: Weil es eine „politische Verantwortung des Nichtpolitiklers“ gibt! Deshalb. Auch als hoch spezialisierte Forscherinnen und Forscher sind und bleiben Sie der Gesellschaft verpflichtet. Nicht zuletzt, weil Forschung und Wissenschaft vielfach öffentlich organisierte – und finanzierte – Erkenntnisuche

ist. Und vielleicht auch, weil Sie von Fragen und Erwartungen profitieren, die aus Politik und Gesellschaft an Sie herangetragen werden.

Politik sucht oft das Eindeutige, muss ihr Handeln legitimiert wissen. Sie muss Probleme manchmal auch eindeutiger darstellen, als sie die Problemlage selbst empfindet. Sie muss es, um handlungsfähig zu sein und Handlungsfähigkeit auch zu demonstrieren. Ernsthafte Wissenschaft aber bietet fast nie diese Gewissheiten, nach denen wir doch so suchen. Der Zweifel ist in Ihrem Metier kein Systemfehler, sondern Tugend, Bestandteil der Suchbewegung im Unbekannten. Wissenschaftliche Expertise kann und sollte Grundlage politischer Entscheidungsfindung sein, aber sie kann – gerade weil ihre Erkenntnis immer nur vorläufig ist – Politik nicht ersetzen, von ihrer Verantwortung entbinden. Wissenschaft kann also Politik unterstützen, ersetzen kann sie sie nicht. Nicht dem Wissen anderer, sondern dem eigenen Gewissen ist und bleibt jede Abgeordnete und jeder Abgeordnete verpflichtet. Der Bildungsforscher Jürgen Baumert beschrieb es einmal so: „Auf jeden empirischen Befund gibt es mindestens zwei, in der Regel aber mehrere politische Antworten.“

Und Sie hier wissen alle, dass ja oft nicht einmal der empirische Befund so eindeutig ist, wie man es gerne hätte. Einem normalen, interessierten Bürger, einer Bürgerin muss vieles verwirrend erscheinen – vielleicht geht es sogar Ihnen, den hoch qualifizierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, außerhalb Ihres eigenen Fachgebiets ähnlich. Nehmen wir ein aktuelles Beispiel, die Energiewende. Was gibt es da nicht an einander widersprechenden Einschätzungen, Gutachten und Szenarien! Ich habe mir sagen lassen, dass auch in der Ethikkommission für eine sichere Energieversorgung, die Sie, lieber Herr Kleiner mit Herrn Töpfer zusammen geleitet haben, bisweilen leichte Verzweigung herrschte an-

gesichts der vielen Diagramme, Kurven, Tabellen und Prognosen.

Die Stärke der Wissenschaft aber liegt nun genau darin, dass sie nicht vorgibt, endgültige Wahrheiten zu kennen, sondern sich der Vorläufigkeit bewusst ist, dass sie diese Offenheit nicht nur aushält, sondern als eine ihrer Voraussetzungen anerkennt. Und genau diese Stärken hat auch eine freie, offene Gesellschaft – sie bezieht daraus die Kräfte, die sie braucht für ihre Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit. Wenn Politiker und Wissenschaftler in der öffentlichen Arena daran gelegentlich erinnern, dann gewinnen auch die Bürgerinnen und Bürger das Vertrauen zurück. Und ohne dieses Vertrauen gibt es keine Zukunft für ein gelingendes Gemeinwesen. Und so bedeutet die Vorläufigkeit oder Widersprüchlichkeit von Ergebnissen auch nicht, dass uns diese Ergebnisse im Handeln nicht leiten könnten.

Beim Klimawandel etwa haben wir bestimmt ganz gewiss noch nicht alle Wirkungszusammenhänge erfasst und verstanden. Aber was uns die Mehrheit der Wissenschaftler berichtet, sollte Grund genug sein, das uns Menschenmögliche – und das ist eine ganze Menge! – bei der Bekämpfung der Ursachen und der Bewältigung der Folgen zu tun.

Am Anfang allerdings und am Ende aller Beschäftigung mit Wissenschaft steht das Staunen. Das Staunen über die Fähigkeit des Menschen, in ungeahnte Räume der Erkenntnis vorzustoßen. In jeder Forschung steckt eine ganze Welt. Und jede neue Frage eröffnet ihrerseits neue Welten. Und genau das wird nicht enden, solange es forschende Menschen gibt.

Ich freue mich nun auf Ihre Rede, lieber Herr Kleiner, und auf den Vortrag des Communicator-Preisträgers Hubert Wolf. Sie lassen uns teilhaben am Schönsten, was die Beschäftigung mit Wissenschaft zu bieten hat: Erkenntnisgewinn.

Festrede von DFG-Präsident Prof. Dr.-Ing. Matthias Kleiner

„Balance halten“

Vor 22 Jahren, 1990, bekamen die Zwillingbrüder Christoph und Wolfgang Lauenstein einen Oscar in der Kategorie „Bester animierter Kurzfilm“ für ihren an der Kunsthochschule Kassel und der Hochschule für Bildende Künste Hamburg gedrehten Puppentrickfilm „Balance“, der damals viel Aufsehen erregte.

Worum geht es?

Fünf Figuren stehen auf einer Platte. Mit ihren kahlen Köpfen und ihren einheitlichen, nur rudimentär als menschliche Gesichter gestalteten Physiognomien sind sie nur durch verschiedene Nummern auf den Rücken ihrer identischen Mäntel zu unterscheiden. Die freischwebende Platte, auf der diese Figuren stehen, gerät mit jedem Schritt einer der Figuren aus der Balance und muss durch die Bewegungen der anderen Figuren wieder in Balance gebracht werden.

Im weiteren Verlauf gelingt es einer Figur, eine Kiste – offenbar etwas Wertvolles – aus dem Nichts zu angeln und auf die Platte hochzuziehen. Das zusätzliche Gewicht bringt die Platte aus der Balance, was durch Bewegungen der anderen Figuren auf entsprechende Positionen ausgeglichen werden muss.

Durch die Bewegungen einzelner Figuren rutscht die Kiste dann hin und her, kommt aber durch das kollektive Handeln immer wieder zum Stehen. Die Sache geht solange gut, bis das gemeinschaftliche Handeln dem Egoismus unterliegt. Denn die Schritte Einzelner werden immer waghalsiger, um an die Kiste zu kommen, und sei es um den Preis, dass man durch sein Handeln das System völlig aus der Balance bringt und andere zwingt, entsprechende „Gegenschritte“ zu unternehmen und so das gemeinsame Überleben zu sichern.

Der Egoismus wird immer ungehemmter ausgelebt, schlägt in Brutalität um, eine Figur nach der anderen stürzt in der zunehmenden Instabilität von der Platte oder wird hinabgestoßen, bis am Ende nur eine Figur übrig bleibt. Diese aber befindet sich weit weg von dem vermeintlichen Schatz und kann ihn nicht erreichen, ohne die Platte aus der Balance zu bringen.

Einige oder vielleicht auch viele von Ihnen, meine Damen und Herren, werden den Film kennen. Mit großer Eindringlichkeit erzählt die Parabel von einer universellen Gesetzmäßigkeit in wahren Gemeinschaften: Das Handeln der Mitglieder der Gemeinschaft muss in Balance stehen, um ein gemeinsames Ziel zu sichern. Und sie erzählt von der Labilität dieses Gleichgewichts.



Foto: Bildschoen / Marco Jentsch

„Balance halten“, das ist eine große, aber häufig zu selbstverständlich genommene Gruppenleistung. Sie lebt von der Freiheit des Einzelnen, seine Schritte mit Blick auf die Auswirkungen, die diese auf die Gemeinschaft haben, zu setzen.

„Balance halten“ zwingt nicht zur Bewegungslosigkeit, wohl aber zum besonnenen Handeln in Verantwortung. Eine Gruppe hält Balance, indem jeder Einzelne seinen Wunsch, Drang oder seine Interessen in Bezug zur Gemeinschaft setzt – „justiert“ müsste man wohl sagen.

Die Aufgabe wird eine umso größere Herausforderung, je vielfältiger die Binnenstruktur der Gruppe ist, je unterschiedlicher die Interessen ihrer Mitglieder sind und je größer der Außendruck wird. Das gilt für alle Gemeinschaften – auch für unsere, die „Deutsche Forschungsgemeinschaft“.

Wer und was, meine Damen und Herren, macht die „Deutsche Forschungsgemeinschaft“ aus? Man kann darauf formal antworten: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft ist ein Verein, und dieser Verein hat Mitglieder, genau 96, Hochschulen, Forschungseinrichtungen, Akademien und wissenschaftliche Verbände.

Aber ist man durch eine Vereinsstruktur bereits eine Gemeinschaft? Und machen allein die Mitglieder die Deutsche Forschungsgemeinschaft aus oder umfasst sie nicht doch eine größere Gruppe? Wen genau meinen wir, wenn wir von der Deutschen Forschungsgemeinschaft sprechen? Wirklich nur die, die heute einen neuen Präsidenten an ihre Spitze gewählt haben?

Zum Bild der DFG im Alltagsverständnis gehören sicher auch die Gremien, das Präsidium, Senat und Hauptausschuss sowie deren Unterausschüsse, Kommissionen und die Fachkollegien sowie die

Geschäftsstelle – zusammen immerhin rund 2000 Personen.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft, das sind aber auch die einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – mehr als 110 000 antragsberechtigte Forscherinnen und Forscher in Deutschland. Mitglieder in unserem Hauptausschuss sind auch – ich erzähle Ihnen nichts Neues – die Zuwendungsgeber, also Vertreter des Bundes und der Länder. Dass dabei die Wissenschaft die Stimmenmehrheit hat, ist ein wesentlicher Ausdruck des Vertrauens der Politik in die selbst organisierte Wissenschaft.

Es ist ein Vertrauen und zugleich ein Bekenntnis: Ein Bekenntnis der Politik, dass sie festhält an der Überzeugung, dass Förderentscheidungen über Projekte in der Grundlagenforschung nur nach rein wissenschaftlichen Kriterien getroffen werden können und es langfristig gesehen auch keinen besseren Weg zur Unterstützung der Grundlagenforschung gibt. Und Vertrauen darin, dass die Deutsche Forschungsgemeinschaft diese Prozesse selbstverwaltend in, mit und für die Wissenschaft organisiert.

Man kann dies nicht oft genug betonen und deshalb will ich auch heute noch einmal hervorheben: Wir haben uns daran gewöhnt, aber es ist ja durchaus nicht selbstverständlich, dass jährlich über zweieinhalb Milliarden Euro Steuergelder in ein System gegeben werden, auf das die Politik in weiten Teilen keinen bestimmenden Einfluss hat. Die Akzeptanz dieser Selbstorganisation durch aktive Beteiligung der Staatsvertreter an einem im Wesentlichen von der Wissenschaft bestimmten System ist für das Selbstverständnis der DFG von enormer Bedeutung.

Und es ist der Wissenschaft, den Mitgliedseinrichtungen, den wissenschaftlichen Gremien, den einzelnen Wissenschaftlern in den Gremien



bewusst, dass nur eine Selbstverwaltung in dieser Verfasstheit das Vertrauen bekommen kann und in die Lage gesetzt wird, diese Verantwortung gegenüber den Zuwendungsgebern und der Gesellschaft zu übernehmen.

Die DFG ist eben kein normaler Verein, der schlicht die Interessen seiner Mitglieder vertritt. Und die Mitglieder stehen nur zum Teil für sich selbst, aber auch ihrerseits wiederum für ihre eigenen Mitglieder und Angehörigen. Die Basis der rechtlichen Entität des Vereins ist nicht zu verwechseln mit der gelebten Ausgewogenheit der berechtigten, aber doch verschiedenen Interessen der Mitglieder, der einzelnen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und der Zuwendungsgeber. In diese drei Richtungen gilt es immer wieder, die Balance zu halten.

Man kann nun lange darüber sinnieren, was das geeignete Mittel ist, diese Balance zu wahren. Sie werden vielleicht einwenden wollen, dass das doch keine schwierige Sache sei: Nimmt einer an Gewicht zu, müssen die anderen eben auch schwerer werden und das Gleichgewicht wiederherstellen. Das mag ein probates Mittel sein – eigene Akzente oder gar steuernde Impulse setzt man damit noch nicht, denn die erfordern eigene Bewegungen. Bei diesen muss man sich jedoch fragen, welcher Bezugspunkt ist zu wählen, der geeignet ist, die Balance zu halten?

Meine Damen und Herren, eine universelle Antwort hierauf weiß ich auch nicht. Ich weiß aber, wie wir in den vergangenen Jahren vorgegangen sind. Und ich sage bewusst „wir“, weil der Präsident der DFG kein *promeneur solitaire*, kein einsamer, träumender Spaziergänger ist, sondern im engen Austausch mit seinen Kollegen in den Gremien, den Mitgliedern der DFG, den Communities, mit den Staatsvertretern und der Geschäftsstelle steht.

Alles, was wir in den vergangenen Jahren angestoßen, verfolgt und umgesetzt haben, hat einen gemeinsamen Ausgangspunkt, ein gemeinsames Motiv oder einen gemeinsamen Mittelpunkt – wenn Sie so wollen –, der geeignet ist, die Balance zu halten: nämlich immer unmittelbar von den Voraussetzungen und Bedingungen der konkreten Forschungspraxis und von unterschiedlichen Erscheinungsformen der Wissensproduktion auszugehen.

Das mag zunächst schlicht und für eine Forschungsförderorganisation selbstverständlich erscheinen. Dass es das aber nicht ist, sondern dass dahinter eine Haltung steht, die aus einer grundlegenden Entscheidung abgeleitet ist, wird schnell deutlich, wenn man sich andere potenzielle Perspektivpunkte vergegenwärtigt, zum Beispiel systemische Betrachtungsweisen, aus den Interessen einer bestimmten Gruppe geleitete Sichtweisen, politische Perspektiven und so weiter – alles berechnete Standpunkte im Gesamtzusammenhang. Um ein Gleichgewicht zu halten, wiederherzustellen oder auszugleichen, muss man wissen, wo man steht und für was man steht. Für uns heißt das: Ausgehen von den Anforderungen der konkreten Forschungspraxis.

Wir wissen beispielsweise aus der Praxis in der Grundlagenforschung, dass häufig der Verlauf eines Projektes eher ungewiss und eben nicht planbar ist. Jede Forscherin, jeder Forscher kennt auch die Projekte mit großer Ungewissheit, Projekte auf neuen Forschungsfeldern, die ein tentatives Vorgehen erfordern, die gelegentlich der Intuition folgen, unkonventionelle Zugänge erzwingen und nicht gut strukturier- und planbar sind.

Das ist die konkrete Forschungspraxis und besondere Form der Wissensproduktion, aus der wir auf unser Förderangebot mit der Frage geblickt haben, ob wir auf solche Projekte richtig vorbereitet sind. Und ob wir als Forschungsförderer nicht mehr Mut

wagen sollten. Fragen, die uns schließlich zur Einführung der Reinhart Koselleck-Projekte führten.

Wir wissen beispielsweise aus der konkreten Forschungspraxis, dass die traditionelle Trennung zwischen Grundlagenforschung und Anwendungskontexten längst überholt ist. Und dass in vielen Vorhaben der Grundlagenforschung bestimmte Phasen des Erkenntnisprozesses anwendungsorientiert sind und sein müssen. Forschung in Pasteurs Quadranten nannte Donald E. Stokes das.

In bestimmten Bereichen der Forschung gibt es eine Wissensproduktion, die regelmäßig oder dauerhaft eine enge Interaktion mit Anwendungskontexten erfordert. Als wir vor einigen Jahren mit der großen Initiative „Erkenntnistransfer“ starteten, zielte das in erster Linie auf diese spezifische Forschungspraxis und wir wollten dafür neue Unterstützungsmöglichkeiten anbieten. Wir wissen beispielsweise aus der Forschungspraxis, dass Wissenschaft neben Räumen für Konzentration und Produktivität auch Ruhephasen zur Entwicklung und Entfaltung benötigt. Heute braucht Wissenschaft nichts so sehr wie Entschleunigung, Muße und Ruhe.

Ich habe darüber auf dem DFG-Neujahrsempfang in diesem und im letzten Jahr gesprochen und damit versucht, die an vielen Stellen wachsende kritische Grundstimmung gegen unproduktive Rastlosigkeit, wachsenden Wettbewerbsdruck und Drittmittelzwang im Wissenschaftssystem, die vom eigentlichen Kern von Wissenschaft und Forschung abhalten, aufzunehmen. Wir müssen als größter Drittmittelgeber hellhörig werden, wenn wir immer häufiger aus der Forschung hören, dass es der Forschung nicht guttut, wenn die Tätigkeit der Forscher in immer stärkerem Maße von Kontexten der Drittmittelwerbung geprägt wird.

Forschungsförderung ist in erster Linie für die Forschung und Forschenden da, nicht umge-

kehrt. Auch hier ist die Rückbesinnung auf den Ausgangspunkt ein wichtiger Bezugspunkt, von dem aus die Entwicklungen wieder ausbalanciert werden müssen.

Von einem Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, meine Damen und Herren, werden Sie nicht erwarten, dass er das „Drittmit-

„Heute braucht Wissenschaft nichts so sehr wie Entschleunigung, Muße und Ruhe“

telgeschäft“, wie das gelegentlich etwas despektierlich bezeichnet wird, a priori kritisch sieht. Und niemand hier in diesem Raum wird bestreiten wollen, dass der Wettbewerb um Fördermittel und die damit verbundenen Peer-Review-Verfahren eine für die Entwicklung der Forschungsgebiete dynamisierende und katalytische Funktion hat, die über die Aufgabe, begrenzte Fördermittel nach nachvollziehbaren wissenschaftlichen Kriterien und möglichst gerecht zu vergeben, hinausgeht.

Wir wissen beispielsweise aus der Antragspraxis, auch aus eigener Erfahrung, dass man die Vorbereitung eines Projektes und die Antragstellung zunächst erlernen muss und dass häufig genug besonders Jüngere es damit schwer haben. Ausgehend von der konkreten Antragspraxis jüngerer Forscherinnen und Forscher, haben wir daher 2008 die „Startrampe“, die Initiative „Anschubförderung für Erstantragstellende“, beschlossen, deren Maßnahmenbündel jüngeren Antragstellerinnen und Antragstellern einen leichteren Einstieg ermöglichen soll.

Und die konkrete Antragspraxis ist auch der Ausgangspunkt, von dem aus wir schließlich

das große Projekt der „Modularisierung“ unserer Förderprogramme in Angriff genommen haben, um bei aller gewachsenen Vielfalt des Förderangebots auch zukünftig Übersichtlichkeit und harmonisierte Verfahrensregeln zu gewährleisten. Daneben zielte die Initiative auch auf eine Flexibilisierung in den einzelnen Förderverfahren ab und darauf, die Programme untereinander besser abzustimmen. So wird es für Antragsteller leichter, bedarfsgerecht zwischen den unterschiedlichen Förderformaten zu wechseln.

Meine Damen und Herren, auch auf die Gefahr hin, dass Sie jetzt sagen mögen: „Wir haben es ja jetzt verstanden ...“, möchte ich ergänzen, dass der Ausgangspunkt der Forschungspraxis natürlich auch bei unserer Internationalisierungsstrategie und bei der Frage, welche Formen der Interessenvertretung der Wissenschaft wir in Europa brauchen, eine wesentliche Rolle spielte.

Nur aus der Perspektive der konkreten Forschungspraxis hält man konsequent an der Suche nach Wegen fest, die es beispielsweise erlauben,

Der europäische Einigungsprozess braucht ein Gegengewicht: die Perspektive der Forschung

Projektteile auch über nationale Grenzen hinweg zu finanzieren, gemeinsame Begutachtungen mit Partnerorganisationen weltweit abzustimmen und Förderprogramme zu harmonisieren.

Und auch bei der Gründung von Science Europe im vergangenen Jahr, jenem europäischen Zusammenschluss der politisch unabhängigen Organisationen der Forschung und Forschungsförderung, 30 Milliarden Euro Jahresbudget repräsentierend,

ist es unser Ziel, der Grundlagenforschung auf der europäischen Bühne eine kräftige Stimme zu geben.

Der politisch gewollte und aus der Politik motivierte europäische Einigungsprozess braucht bei der Reflektion über und der Umsetzung von geeigneten Maßnahmen, die den Gemeinsamen Europäischen Forschungsraum voranbringen, einen Counterpart, ein Gegengewicht, kurz: die Perspektive der Forschung. Dafür – um es mit einem Wort zu sagen – steht die DFG in diesen Aushandlungsprozessen.

Meine Damen und Herren, die Voraussetzungen und Bedingungen der Forschungspraxis, die unterschiedlichen Erscheinungsformen der Wissensproduktion und die konkrete Situation der Antragstellung konsequent und immer wieder als Rückbindung zu nutzen und zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen zu machen, ist nicht nur eine ständige Übung in Demut, die – wie alle Demutsübungen – zwar unverzichtbar, aber bisweilen auch anstrengend sein kann, sondern vor allem – ich hatte es vorhin erwähnt – ein guter Bezugspunkt, um Balance zu halten.

Balance zwischen reaktivem Service für die Forschung und steuernden Impulsen in die Forschung und Forschungsstätten. Eine Förderorganisation – und eine selbstverwaltende Förderorganisation insbesondere – lenkt nicht, betreibt keine direkte Forschungspolitik und sollte auch nicht unter die Erwartung gestellt werden, dieses tun zu sollen.

Sie kann Anreize durch Angebote machen, sie kann – in einem sehr begrenzten Umfang – Bewilligungen an Bedingungen knüpfen und sie kann mit ihren Mitgliedseinrichtungen Selbstverpflichtungen verabreden, so wie wir dieses 2008 mit den „Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards“ gemacht haben.

Der enorme Erfolg, den Sie – wir alle – in den Mitgliedseinrichtungen, Gremien, Kommissionen und Ausschüssen mit den Gleichstellungsstandards für die Forschungslandschaft, mehr noch für die Wissenschaftlerinnen landauf, landab erreicht haben, kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass solche Mittel nicht für beliebig viele Themen und Ziele eingesetzt werden können, sei es im Kontext der Qualitätssicherung von Promotionen oder im Umgang mit befristeten Arbeitsverträgen.

Sie, die DFG, ist sich ihrer Verantwortung und ihren Gestaltungsmöglichkeiten bewusst, sie kann und sollte aber nicht für alle wichtigen und weniger wichtigen Themen im Wissenschaftsbereich zuständig werden müssen. Auch hier gilt es, das Gleichgewicht zu halten.

Die DFG hat im Wissenschaftssystem ihren festen Platz. Dieser ist aber nicht statisch oder zur Unbeweglichkeit verdammt. Die DFG ändert sich, bewegt sich in einem dynamischen Umfeld. Dies gilt auch für andere Akteure und Partner im In- und Ausland.

So bleibt es natürlich nicht aus, dass sich auch die Aufgaben der an dieser Dynamik Beteiligten ändern – auch die der DFG als nationale Förderorganisation in einem Europäischen Forschungs- und Förderraum und in einem globalen Netzwerk. Aber darüber zu reden, würde eine eigene Rede erfordern. Und die DFG ändert sich auf nationaler Ebene nicht alleine, sondern gemeinsam mit den Hochschulen, den außeruniversitären Forschungseinrichtungen, den Akademien und Wissenschaftlichen Verbänden. Es ist wichtig und für die Sicherung des Wissenschaftssystems insgesamt unerlässlich, dass die Organisationen ihre Schritte, die sie zu tun beabsichtigen, und ihre für die nächsten Jahre gültigen Strategiepläne zu Missionen und Aufgaben immer auf die Auswirkungen auf andere Organisationen hin überdenken und vollziehen.

Das gilt natürlich auch für die Überlegungen zur zukünftigen Finanzierung des Wissenschaftssystems, insbesondere der Fortschreibung des Pakts für Forschung und Innovation, der die fünf großen Wissenschaftsorganisationen in Deutschland betrifft.

Damit verbunden sind aber wichtige Fragen über die Zukunft des gesamten Wissenschaftssystems. Und bei allem, was zurzeit an der einen oder anderen Stelle diskutiert wird, sollten wir nicht vergessen, dass die Universitäten das Herzstück unseres Wissenschaftssystems sind und es auch bleiben müssen.

Wenn wir auch zukünftig das Gleichgewicht innerhalb des Systems wahren wollen, müssen wir die Voraussetzungen dafür schaffen, dass die Universitäten von sich aus neue Kooperationsformen mit außeruniversitären Forschungseinrichtungen initiieren und dabei Richtung und Intensität bestimmen können. Die DFG ist mit ihren Förderprogrammen und ihren Erfahrungen aus der Exzellenzinitiative darauf vorbereitet, dazu ihren Beitrag zu liefern und die Universitäten darin zu unterstützen.

Meine Damen und Herren, bei der Gestaltung von Förderprogrammen und bei der Entwicklung von Antragsverfahren, beim Diskurs im Mitgliederkreis und in unserer Gemeinschaft insgesamt über neue Ziele und die Wege dorthin, bei der Europäisierung und Internationalisierung unseres Handelns und besonders bei der Weiterentwicklung unseres Wissenschaftssystems mit den Partnern der Allianz und in der Politik gilt auch zukünftig also vor allem das, was uns die Brüder Lauenstein vor 22 Jahren so einfach und eindrucksvoll vor Augen führten: Balance halten!

Vielen Dank!



forschung

Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft

3/2012

DFG